

Unterscheiden ohne zu trennen

Palliative Care im Kontext religiös-kultureller Vielfalt

Birgit Heller

Münster 4.5.2012

Religionen und Spiritualitäten gehören zusammen

In den letzten zehn Jahren hat sich viel bewegt. In der Palliative Care ist das Interesse an interreligiösen und interkulturellen Fragen stark gewachsen und in derselben Zeit ist ein regelrechter Spiritualitätsboom ausgebrochen. Spiritualität ist mittlerweile zu einem selbstverständlichen Thema auf den diversen Fachkongressen geworden und wird eigenständig im Rahmen von Fachtagungen behandelt. Aktuelle Wertestudien und Umfrageergebnisse zeigen, dass Religionen und Spiritualität nicht – wie erwartet - aus dem Leben moderner Menschen verschwunden sind. In den modernen Gesellschaften hat sich jedoch - zunächst unbemerkt - ein religiöser Wandel vollzogen. Die traditionelle christliche Sterbebegleitung und Seelsorge scheint für eine steigende Anzahl von Menschen nicht mehr anschlussfähig zu sein. Das neue Zauberwort heißt nun Spiritual Care, wobei sich dahinter teils eine traditionelle (christliche, islamische, jüdische) Seelsorge/Sterbebegleitung verbirgt, teils der subjektive und ungebundene Charakter von Spiritualität betont wird.

Spiritualität ist – besonders im deutschen Sprachraum – fast zu einem Gegenbegriff von Religion geworden, wobei Religion fast immer mit kirchlichem Christentum gleichgesetzt wird. Im Prinzip müsste man genauso wie von Religionen auch von Spiritualitäten sprechen. Auch nicht-traditionsgebundene Spiritualität hat viele Facetten. Was meist übersehen wird, ist, dass Spiritualität und Religionen nicht voneinander zu trennen sind. Kern und Basis einer Religion ist nie Dogma, Institution oder Moral, sondern Spiritualität. Umgekehrt ist Spiritualität nach meinem Verständnis nicht nur eine Lebenseinstellung, sondern bezieht sich auf eine Wirklichkeit, die die empirisch fassbare Welt übersteigt. In dieser Situation scheint es mir wichtig, die religiös-spirituellen Dimensionen des Sterbens in ihrer ganzen Breite offen zu halten und sie jedenfalls nicht von einem medizinischen Protektorat überlagern zu lassen. Der Blick auf verschiedene religiöse Traditionen soll dazu beitragen, das Sterben von Menschen aus dem engen medizinischen Kontext herauszulösen. Sterben ist genau so wenig eine Krankheit wie Gebären, daher kann der Medizin auch nur – wenn überhaupt nötig - eine begleitende Rolle zukommen, der tragende Boden ist von anderer Art. Die medizinischen

Bemühungen um Schmerz- und Symptomkontrolle im Rahmen der Palliative Care sind durchaus relevant, bleiben als medizinische Interventionen aber auf die fundamentale existentiell-spirituelle Dimension des sterbenden Menschen verwiesen und bezogen. Körperliche Schmerzbekämpfung steht hier immer im Rahmen eines größeren existentiellen Erfahrungszusammenhangs und muss vom Respekt vor dem (vorläufigen?) Ende eines konkreten Lebensweges geleitet werden. Spirituelle Bedürfnisse, Vorstellungen und Haltungen von sterbenden Menschen und ihren Angehörigen bilden daher eigentlich die Basis für die Entscheidung, ob und welche Formen medizinischer Intervention sinnvoll sind.

Religiöse Kernsätze zur Bedeutung von Leben und Tod

Religionen geben verschiedene Antworten auf die Bedeutung von Leben und Tod. Auffassungen vom Tod sind eng verknüpft mit der Bedeutung und dem Wert, die dem Leben zugeschrieben werden. Aus der Art und Weise wie die Religionen das Verhältnis zum Tod definieren, lassen sich Grundzüge der Einstellung zum Leben ableiten und umgekehrt.

Charakteristisch für die Vielfalt des Judentums ist der Satz eines früh verstorbenen Rabbiners: „Das Leben fest halten mit offenen Armen“. Obwohl es im Judentum durchaus eine Tradition der Vorbereitung auf den Tod gibt, ist es die hohe Wertschätzung des Lebens, die die jüdische Einstellung zum Tod prägt. Das Judentum gilt als die Religion des Lebens schlechthin, das jeden Bruchteil des Lebens für kostbar und heilig erklärt, teilweise ohne Berücksichtigung der Qualität. Der Tod ist nicht gut und kann nur im Ringen um das Leben und im Vertrauen auf die Leben stiftende Macht Gottes angenommen werden.

Im Christentum wird der Tod als Teilhabe an der Auferstehung und am ewigen Leben Jesu Christi aufgefasst. Christus gilt als der Erste der Toten, der den Tod besiegt hat und in dem alle lebendig gemacht werden. Das irdische Leben ist eine dem Zerfall preisgegebene Herberge, die nur ein Durchgangsstadium zum ewigen Leben darstellt. In der Nachfolge Jesu wird das sichere Todesschicksal verwandelt in die Verheißung künftiger Unsterblichkeit. Der Tod wird zum Durchgang ins ewige Leben.

Dass Gott der Herr über Leben und Tod ist, gilt zwar grundsätzlich auch für Judentum und Christentum, ist aber in besonderer Weise typisch für den Islam. Die Hingabe an den Willen Gottes bildet die Mitte dieser Religion. Leben und Sterben eines muslimischen Gläubigen gehören Gott, da die Dauer des Lebens ganz in Gottes Hand liegt. Das ganze Leben und insbesondere Krankheiten und Sterben werden als eine Prüfung und Vorbereitung betrachtet, der Tod bedeutet die Heimkehr zu Gott, der Quelle allen Lebens.

Aus der Sicht des Hinduismus ist der *ātman*, das ewige, geistige Prinzip in jedem Menschen, jenseits von Geburt und Tod. Der *ātman* ist das wahre Selbst des Menschen und hat mit dem vergänglichen Leben eigentlich gar nichts zu tun. Meist wird es einem Irrtum oder dem fundamentalen Nichtwissen zugeschrieben, dass sich das wahre Selbst mit dem vergänglichen irdischen Dasein – dem Kreislauf der Geburten - identifiziert, von dem es sich durch Erkenntnis, liebende Hingabe an einen persönlichen Gott oder uneigennütziges Handeln befreien kann.

Im Buddhismus gilt der Tod als Schlüssel zur Befreiung. So wie die Begegnung mit dem Tod den späteren Buddha, den „Erleuchteten“, dazu brachte, einen Ausweg zu suchen aus dem leidhaften, vergänglichen Dasein, bilden Todesbetrachtungen einen wichtigen Teil der spirituellen buddhistischen Praxis. Der Tod wird als Lehrmeister der Menschen aufgefasst, der das Wesen des Lebens wie ein Spiegel sichtbar macht. Befreiung aus dem vom Tod geprägten Leben ist nur durch Einsicht in die Realität des Daseins, restloses Aufgeben des Lebensdurstes und uneigennütziges Handeln möglich.

Die religiös-kulturelle Zugehörigkeit ist integrativer Bestandteil des Sterbeprozesses

Die Antworten, die in den Religionen und Kulturen auf den Tod, das unausweichliche Ende des menschlichen Lebens, gegeben werden, setzen verschiedene spirituelle Akzente. Der Umgang mit sterbenden und toten Menschen – von der Art der Begleitung, der Behandlung, der Todesfeststellung, der Sterbehilfe bis hin zur Organentnahme - ist abhängig davon, wie die Fragen beantwortet werden, was der Tod bedeutet, was ein gutes Sterben ist, was eigentlich beim Tod passiert oder welche Vorstellungen über das Weiterleben nach dem Tod existieren. Im Rahmen der palliativen Betreuung wirkt sich die religiös-kulturelle Zugehörigkeit in verschiedenen spezifischen körperlichen, emotionalen, sozialen und spirituellen Bedürfnissen von PatientInnen und ihren Angehörigen aus. Die religiöse Orientierung und kulturelle Herkunft eines Menschen ist integrativer Bestandteil des ganzen Sterbeprozesses und muss daher von allen involvierten Professionen entsprechend wahrgenommen werden. Zu den Faktoren, die zu berücksichtigen sind, zählen die Einstellungen zu Leben und Tod, zum "Danach", zu Leiden und Schmerzerleichterung, zu Ernährung und Körperpflege, zu religiösen Observanzen in der letzten Lebensphase, zu Sterbe- und Totenritualen, zu Verlust und Trauer.

Beispiele

1) Schmerzbehandlung: nicht immer hat die Beseitigung des körperlichen Schmerzes Priorität.

Im Kontext des Buddhismus können psychisch-spirituelle Dimensionen des Schmerzes das körperliche Schmerzempfinden völlig relativieren. Der Schmerz, der aus der Beeinträchtigung der Wahrnehmungsfähigkeit und der fehlenden Vorbereitung auf den Tod resultiert, kann den Wunsch nach körperlicher Schmerzerleichterung ganz in den Hintergrund treten lassen. Für das Geschick des Menschen nach dem Tod ist der Bewusstseinszustand beim Sterben von entscheidender Bedeutung. Daher wird die Behandlung mit Morphinen bei buddhistischen PatientInnen möglicherweise auf Ablehnung stoßen.

Im Kontext des Judentums hingegen ist es die das Leben verkürzende Wirkung von Schmerzmitteln, die zum Problem werden kann. Der hohe Wert jeder einzelnen Sekunde des Lebens wird in der Tradition stark betont. Auch wenn die Schmerzbehandlung im traditionellen Judentum überwiegend nicht als Verstoß gegen das religiöse Gesetz betrachtet wird, dürfen starke Schmerzmittel, die den Tod beschleunigen können, jedenfalls nie mit der Absicht das Leben zu verkürzen verabreicht werden. Viele jüdische PatientInnen zeigen bis heute eine Abneigung gegenüber Medikamenten und medizinischen Maßnahmen, die eine – wenn auch geringe – Lebensverkürzung zur Folge haben.

2) Trauerverhalten:

Es wäre ein Missverständnis – vielleicht angeregt durch die in westlichen Gesellschaften jüngst entstandene Trauerbegleitung – nun generell Angehörige als «fremd» eingestufte Kulturen oder Religionen zur (wenn auch maßvollen) Äußerung von Schmerz und Trauer zu ermuntern. Trauerbegleitung und Trauertherapie wollen auf ein Defizit der modernen Gesellschaften reagieren, das als «die Unfähigkeit zu trauern» diagnostiziert wurde. Der Blick auf verschiedene Kulturen und Religionen lehrt, dass expressive Ausdrucksformen von Trauer nicht universal verbreitet sind und ihr Fehlen nicht nur als Defizit der Moderne beschrieben werden kann. Viele Kulturen erwarten von den Trauernden emotionale Kontrolle, andere fördern heftige Affektäußerungen, manche beschränken die Trauer auf einige Tage, andere sehen dafür viele Jahre vor. Der interkulturelle Vergleich zeigt, dass es keine universal gültigen Standards für Pathologie und Normalität, für Konzepte der „gelingenden“ beziehungsweise „übermäßigen“ Trauer geben kann.

Sterbekulturen

Vorstellungen vom guten Sterben gibt es zwar in den meisten religiös-kulturellen Traditionen, aber sie müssen nicht übereinstimmen. Es gibt kein allgemeingültiges Schema für das gute Sterben und kein Patentrezept. Diese Einsicht ist auch eine Entlastung für die Menschen, die Sterbende begleiten.

Kultur ist nicht alles

So sehr sich Palliative Care nur im Kontext religiös-kultureller Vielfalt angemessen verorten kann, darf darüber aber nicht vergessen werden, dass Kultur nicht alles ist. Die Konzentration auf kulturelle Eigenheiten hebt nicht das persönliche mitmenschliche Engagement, die Verbundenheit im gemeinsamen menschlichen Geschick von Krankheit, Leiden und Tod auf. Die rein deskriptive Information über kulturelle und religiöse Praktiken kann dazu beitragen, bereits bestehende Barrieren zu verfestigen, indem Gefühle der Befremdung und Kuriosität angesichts der «ganz anderen» Umgangsformen mit Sterben und Tod erzeugt werden. Faktenwissen wird zu einer Verständnisbarriere, wenn es zur Ausbildung von Stereotypen führt. Individuen sind nie nur Spiegelbilder von Kultur. Durch Verallgemeinerung wird die Variation übersehen und der dynamische Prozess, in dem sich ein Individuum innerhalb einer bestimmten Kultur entwickelt. Allgemeine Informationen können nur grobe Anhaltspunkte schaffen, die jeweils individuell mit den einzelnen Personen zu klären sind. So verläuft auch die spirituelle Orientierungssuche in keiner religiösen Tradition notwendigerweise in den vorgeformten Bahnen der institutionalisierten Religion. Die Vorgaben traditioneller Religiosität bilden nur *eine* Möglichkeit für die individuelle Ausprägung von Spiritualität. In modernen Gesellschaften ist nicht nur ein Wechsel zwischen religiösen Angeboten denkbar, sondern auch nichtorganisierte Formen von Spiritualität nehmen zu.

Religiös-kulturelle Sensibilität gelangt an eine Grenze, wo sie die Verpflichtung gegenüber dem konkreten Menschen überlagert: Maßstab bleibt ein individueller Mensch und nicht eine religiöse Tradition oder die Auffassungen von religiösen ExpertInnen. Das Berufsethos aller an der Palliative Care beteiligten Professionen verpflichtet dazu, sich radikal am Willen der PatientInnen zu orientieren. Das kann dazu führen, dass im Fall von familiären, von religiös-kulturellen Konflikten oder von unterschiedlichen Perspektiven unter den Fachkräften, Partei für die Patientin bzw. den Patienten ergriffen werden muss.

In der Spannung zwischen Differenz und Identität

Die Haltung des Kulturalismus verabsolutiert die Fremdheit und legt sie statisch fest. Der Blick auf religiös-kulturelle Differenzen ist wichtig und wird in den modernen Gesellschaften eingefordert wie nie zuvor. Es ist aber wenig für das gute Zusammenleben der Menschen gewonnen, wenn nur die Unterschiede wahrgenommen werden. Unterschiede müssen bewältigt werden und können nicht einfach unverstanden und relativistisch nebeneinander stehen bleiben. Die Bedrohung durch das Fremde ist menscheitsalt. In der Geschichte lassen sich immer wieder besondere Knotenpunkte für die Spannung zwischen dem Eigenen und dem Fremden, zwischen Identität und Differenz, Einheit und Vielfalt ausmachen. Einer dieser Knotenpunkte war der Fall von Konstantinopel im Jahr 1453. Der Einbruch des Islam und das Ende des oströmischen Reichs löste ein geistiges Erdbeben in Europa aus. Aus den unterschiedlichen Reaktionsformen ragt die des Nikolaus von Kues heraus. Der christliche Bischof und spätere Kurienkardinal verfasste noch im selben Jahr die Schrift *De pace fidei*, „Vom Frieden im Glauben“, in der er eine Traumvision beschreibt, die die Weisen der Völker zu einem interreligiösen Dialog versammelt.

Nikolaus von Kues verfolgte das Anliegen der Bewältigung des Fremden, der Pluralität verschiedener Weltanschauungen, Glaubens- und Lebensweisen. Er hat die Herausforderung der Relativierungserfahrung durch das Andere, Fremde angenommen und die Vielheit positiv gedeutet. Grundlage dafür war seine moderne Einsicht in die Perspektivität menschlicher Erkenntnis. Jeder Mensch und jede Religion/Kultur nimmt einen begrenzten, zeitbezogenen und daher relativen Standpunkt ein, der sich zwar auf ein gemeinsames universales Ganzes bezieht, das aber nie vollständig erfassbar ist. Menschliche Erkenntnis entsteht in einem dynamischen Prozess, der unabgeschlossen ist und sich der Wirklichkeit nur annähern kann. Diese letzte Wirklichkeit befindet sich jenseits der Logik und damit jenseits des Widerspruchsverbots. Nikolaus von Kues verwendet dafür den Begriff der *coincidentia oppositorum*, dem „Zusammenfall der Gegensätze“. Das Ausschlussdenken, das mit den Begriffen „Entweder-oder“ arbeitet, ist der Wirklichkeit nicht angemessen. Die Polarisierungen von Geist und Körper, Subjekt und Objekt, Mann und Frau, Leben und Tod haben deutlich gemacht, wie einseitig und verkürzt ausschließendes Denken ist. Der Bezug auf dasselbe transzendente Wahre, auf den Urgrund der Wirklichkeit jenseits der Gegensätze, ermöglicht nach Nikolaus von Kues die Übereinstimmung zwischen Menschen verschiedener Religionen und Kulturen und sorgt dafür, dass die Relativierung der eigenen Überzeugungen nicht zu einem Relativismus wird, der alles gleich-gültig macht. Ziel ist eine dialogisch

harmonisierende Koexistenz der Menschen so wie die vielen Details in einem Gemälde ein Ganzes bilden.

Spiritualität der Integration: Einheit suchen und Vielfalt zulassen

Das 21. Jahrhundert ist in besonderer Weise von der Spannung zwischen Einheit und Vielfalt gekennzeichnet. Einheit im Sinn der Globalisierung ist Realität, zugleich regt sich überall der Widerstand gegen die Uniformisierung und das Bewusstsein für die unbedachten Tücken der Globalisierung wächst. Die Spannung zwischen dem Eigenen und dem Fremden, zwischen Einheit und Vielheit auszuhalten ist ein schwieriger Balanceakt, der für die unwiderruflich multikulturellen, multireligiösen Gesellschaften überlebenswichtig geworden ist. Die zunehmende religiös-spirituelle Individualisierung, die den einzelnen Menschen mit eigener spiritueller Erfahrung, religiöser Selbstbestimmung und Autorität ausstattet, erhöht die Anforderung Vielfalt und Widersprüchlichkeiten auszuhalten. Das gute Leben und das gute Sterben sind im 21. Jahrhundert wesentlich davon abhängig, dass Menschen an Eindeutigkeiten festhalten und zugleich Vieldeutigkeiten zulassen können, fähig sind zu unterscheiden, aber nicht zu trennen, sondern Brücken zu bauen. Dieser Haltung entspricht eine Spiritualität der Einheit-in-Verschiedenheit, die das starre Entweder-oder in ein fließendes Sowohl-als-auch aufbricht.

Wer die Herausforderung der Vielfalt annimmt, lässt sich zum Gehen neuer Wege provozieren. Wird die eigene religiös-kulturelle Weltanschauung der Relativierung ausgesetzt, so zeigen sich die Grenzen des eigenen Horizonts. Zugleich zeigen sich auch die jeweils tragenden Grundannahmen deutlicher. Es ist sinnvoll die verschiedenen religiösen Deutungen des Todes nicht nur aus weiter Distanz als fremde Anschauungen zu betrachten. Als menschliche religiös-spirituelle Grundhaltungen können sie sowohl in dem, was sie verbindet als auch in dem, was sie unterscheidet, zur intensiveren Suche nach Wahrheit inspirieren, zur Ausdifferenzierung der eigenen Einstellungen beitragen und sie bereichern. Wenn die Spannung zwischen Einheit und Vielheit, Identität und Differenz ausgehalten und gemeistert wird, so führt dies zu einer Erweiterung des Horizonts und zu einem veränderten integrativen Selbstverständnis.